

Sonntagsblatt

Unterhaltungsbeilage
zur Saar-Zeitung

Ausreden.

Ich habe meine eigene Religion für mich.

Wirklich sonderliche Ausreden hört man oft von solchen, die nicht zur Kirche gehen wollen, und die die Lehren und Uebungen der Religion vernachlässigen. Eine solche ist die in der Ueberschrift angeführte. Der zugrundeliegende Gedanke wird auch manchmal variiert, und es heißt: „Meine Religion ist bloß eine innere.“ „Meine Religion ist eine Herzensreligion.“

Wer mit solchen Ausreden dem Bekenntnis einer bestimmten Religion und Konfession aus dem Wege geht, der erregt begründeten Zweifel, ob er überhaupt Religion hat. Er ist auf dem Irrwege, denn es ist nicht schwer zu beweisen, daß niemand das Recht hat, so mit der Religion umzugehen. Sich eine beliebige, subjektive d. h. nach seinem persönlichen Geschmack ausgewählte, dem persönlichen Gutdünken angepaßte Religion sozusagen zurechtzumachen, ist niemandem gestattet, auch wenn er geistig sonst noch so hoch stünde. Leider beanspruchen das viele, namentlich sog. Gelehrte, namentlich viele der wissenschaftlichen Gelehrten vor heute. Ja man kann und muß heute leider sagen, daß verhältnismäßig wenig Gelehrte die richtige Stellung der Religion gegenüber einnehmen, weil sie ihrem Ermessen und Empfinden der religiösen Wahrheit gegenüber einen viel zu weiten Spielraum einräumen und sich unterfangen, was ihnen nicht gefällt, für sich auszusprechen.

Hier müssen wir, um richtig zu urteilen, eine wichtige Unterscheidung machen, nämlich zwischen dem, was der Mensch sich herausnehmen kann und dem, was erlaubt ist, zwischen der Möglichkeit einer Uebersetzung der Gemüthsmeinungen und der Religion gegenüber und der Erlaubtheit dieses Verhaltens und seiner Folgen. Gewiß man hat jeden Augenblick, und zwar in unbeschränkter Weise die Möglichkeit, über die Offenbarungstatfachen und die Lehren der Religion sich seine Gedanken zu machen und vom Weg der Wahrheit und Pflicht abzuweichen. Diese Möglichkeit ist unbeschränkt, indessen eine Erlaubtheit, dies ungefragt zu tun, gibt es nicht. Es ist und bleibt ein unerträgliches Stolz, sich das Recht anzumessen, auf diesem Gebiet eigene Wege suchen und über die Religion befinden zu wollen.

Muß man denn nicht jene Religion haben, die Gott geoffenbart hat? — Muß man sie nicht so halten, wie sie von denen, die den Auftrag dazu haben, gelehrt wird? — Muß man nicht zu der Kirche gehören, die Gottes Sohn gestiftet hat? — Wo hätte denn Gott die Erlaubtheit gegeben, daß ein jeder nach seiner Fasson ihm diene? Wann hätte er gesagt: „Mir ist es recht, was und wieviel ihr glaubt. Nehmt von der Religion, was euch gefällt; das andere könnt ihr fahren lassen. Denkt und lebet, wie es euch gefällt.“ — Im Gegenteil, er stiftete eine Religion, eine einzige für alle Völker, alle Stände, alle Menschen. Er sandte seinen Sohn, und dieser sagte seinen Aposteln nicht: „Lehrt sie, was euch, oder was ihnen gutdünkt“, sondern: „Dochtet sie Alles, glaubt (und damit meint er alles, was er gelehrt hat,) der wird verdammt werden.“ Das Feld wahrhaftig nicht aus wie ein Briefbrief für die Gelehrten, die ihre Religion selbst zurechtmachen zu dürfen. Von den Geboten und sittlichen Vorschriften sagt er: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote“, und nicht: „Tue, was dir für deine Verhältnisse passend erscheint.“ Ja sogar vom Beten sagte er: „So sollt ihr beten!“ Kurz, das Wesen der Religion, wie er sie dachte und gelehrt wissen wollte, hat er gelehrt und in bestimmter Form gebracht. Darum sagt niemand: „Ich hab' meine eigene Religion für mich.“ Das ist kein gutes Wort. Weißt es es gar nicht wahr, was da gesagt wird, denn man wird gewöhnlich gewahrt werden, daß das Wort nichts anderes als eine Ausrede ist, die angewandt wird, um den Anforderungen, besonders dem äußeren Bekenntnis der Religion auszuweichen. Frage den, der also spricht: „Was ist denn das für eine Religion, die du für dich gelten lässest? Oder hast du am Ende eine neue erfunden? Laß hören.“ Du wirst ihn in Verlegenheit gesetzt haben, denn darüber hat er vielleicht noch gar nicht nachgedacht.

Eine neue Religion erfinden, das ist so leicht nicht. Daran haben sich Viele vergeblich versucht. Im Jahre 1792 empfand ein ungläubiger Gelehrter, Larenvilliers Lepaux, das Bedürfnis, das Christentum, das in der französischen Republik abgelehrt war, durch eine andere Religion zu ersetzen. Es schien ihm gar nicht allzu schwer. Ein hiesiger Philosoph, ein bishöflicher Pöbel und Naturverherrlicher, ein bishöflicher Humanismus und allgemeine Menschenliebe, einige Jahrestage mit Tönen um den Freiheitsbaum, Gedächtnis und Gefangen, und die „neue Religion“ war fertig. Allein in einigen Monaten schon war es nichts mehr mit ihr.

zungenlos erschien der Erfinder vor dem Staatsoberhaupt, es war Napoleon I., und erklärte: „Es geht nicht, wie ich dachte.“ Napoleon soll ihm folgende sarkastische Antwort gegeben haben: „Bürger, Kollege! Wollen Sie in Ernst eine neue Religion stiften und Jesus Christus Konkurrenz machen, so machen Sie es wenigstens einigermaßen ähnlich wie er. Lassen Sie sich für die Wahrheit, die Sie lehren, auch kreuzigen, dann ins Grab legen, und probieren ob Sie vielleicht auch in einigen Tagen auferstehen können, — dann wird es vielleicht gehen.“ Der Religionsstifter zog sich, da er diese Probe nicht machen konnte und wollte, beschämt zurück. Seine „Religion“ war vergessen und begraben, ehe man ihn selbst zu Grabe trug.

In den allermeisten Fällen handelt es sich, wo dieses Wort gebraucht wird, um praktischen Unglauben, um Indifferentismus oder Religionslosigkeit, und das Wort: „Ich habe meine eigene Religion“ bedeutet nichts anderes, als: „Ich diene Gott auf meine Weise, und meine Weise ist die, daß ich ihm nicht diene.“ Ich will vor allem nicht, wie die andern, in die Kirche gehen. Rechten gefällt mir erst recht nicht, darum affektiere ich mich selber und erkläre mich für Katholik. Vor einem Altar mich zu beugen, das paßt mir nicht; darum suche ich „Gott in der Natur“. Den Dogmen gegenüber, die meiner Vernunft nicht zusagen, verbarbareiere ich mich hinter meine Intelligenz, und Geiz ist nur mein Eigenes.“ — Das ist in der Tat die Sprache, die aus dem Munde desjenigen, der seine eigene Religion zu haben, hervorbringt. Das ist das Vorgehen, das leider nicht wenige der Religion gegenüber einschlagen, freilich ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, was sie sich, und vielleicht auch anderen, dadurch zuziehen.



100 Jahre „Stille Nacht, heilige Nacht“

Der Pfarrer Joseph Mohr ist der Schöpfer des Liedes „Stille Nacht, heilige Nacht“, zu welchem der Lehrer Gruber die Melodie schrieb. Beide lebten in der Gemeinde Oberndorf in Salzburg. Am 15. August 1824 spielten sie ihrem Freundeskreise das Lied zum ersten Male vor.

Wir zeigen eine Abbildung eines bereits existierenden Denkmals Joseph Mohrs. Joseph Mohr ist dargestellt aus dem Stammeisenstein blickend und seinem wohlbelannten Liedes lausend.

Die Bettlerstraße.

Skizze von Stefan Majus.

Lilli machte an der Hand ihrer Erzieherin ihren Nachmittagspaziergang.

„Wohin gehen wir heute?“, so fragte sie wie gewöhnlich, als sie aus dem Hause tritteten waren.

„Wir gehen heute in die Bettlerstraße“, war die Antwort.

Bettlerstraße? Von der Straße hatte Lilli noch nie etwas gehört.

Die Erzieherin erklärte ihr, daß man eine der kurzen Durchstraßen, die die beiden langen Hauptstraßen miteinander verbinden, so nannte, weil in ihr die Bettler, die in den Hauptstraßen nicht geduldet wurden, in großer Zahl zu sehen pflegten.

Lilli frohlockte, sie dachte an die vielen Geldstücke,

die davon handelten, wie arme Leute von solchen, denen es besser ging, glücklich gemacht wurden. Und sie blickte zu ihrer Erzieherin auf.

„Fräulein, haben wir auch Geld mit?“

„Geld? Wozu?“

„Nun, für die Bettler!“

Die Erzieherin wurde verlegen. „Ja, denen kann man natürlich nur etwas geben, wenn man nicht selber arm ist.“

Lilli kann nach. Ach ja, sie hatte ja vergessen, ihr Fräulein war ja arm. Das hatte sie schon oft bemerkt. Es wurde ja von ihren Eltern bezahlt.

„Fräulein“, begann sie wieder nach einem Augenblick, „können Sie mir wohl 50 Pfennig leihen?“

„Ich 50 Pfennig leihen? Aber was wird die Mutter dazu sagen?“

„Mutter wird sicher zufrieden sein, wenn ich ihr sage, wozu ich das Geld gebraucht habe.“

Das Fräulein zog ihre Tasche vor. Sie konnte doch unmöglich dem Kind verweigern, Almosen zu geben.

„Aber sieh Dir die Bettler erst genau an“, mahnte sie. „Es sind nämlich auch welche darunter, die es nicht verdienen.“

Lilli versprach es. O, sie wollte sie ansehen! Der Allererste und der Allereletzte sollte das Geld erhalten.

Das Geldstück fest in die Hand gedrückt, ging sie dahin. Siehen sah sie von weitem die belebte Straße, die in die große Gasse und Kommen wogte, und sie spähte aus, ob sie nicht die Bettler erblicken konnte. Da standen sie an dem Bürgersteig entlang, manche auch an die Häuser gedrückt, und hielten ihre Mägen oder ihre mageren Hände auf und murrten.

Der erste war ein Hübscher von Gestalt. Lilli blickte zu der Erzieherin auf. „Nicht wahr, der kann arbeiten?“

Die Erzieherin nickte, und Lilli schritt vorüber.

Der nächste war ein alter Mann, der sich kaum auf seinen Füßen hielt. Lilli ging auf ihn zu. Wohllich aber ließ sie stehen. Mit der Hand, die der Bettler ihr hinreckte, kam ein Geruch von Branntwein auf sie zu, der ihr fast den Atem nahm. Sie wich zurück, und halb benommen, ging sie an den folgenden vorüber, ohne hinauszusehen. Denn fiel ihr Blick auf eine Frau, die ein Kind an der Hand hielt. Das Kind begann zu weinen, da schlug die Frau, während sie die eine Hand bittend ausstreckte, mit der andern auf das Kind, bis es vor Angst nur noch leise stammelte.

„Ach, Fräulein!“ schauderte Lilli und ging vorüber.

Dann kamen Kinder, halbwüchsige Burschen, die unruhig nach sich hinstarrten: „Vater arbeitslos, Mutter krank, keine Unterstüßung.“

„Fräulein, ist das bei allen wahr?“ fragte sie.

„Ich weiß nicht“, antwortete das Fräulein.

Auch hier ging sie vorüber. Dort aber stand ein Mann an einer Arade. Dem sollte sie — da fiel dem Mann die Arade auf das Pflaster, und unter dem Halle der Irrendlichen eilte er, um sie vor den Wagen, die auf dem Strichendamm fuhren, zu retten.

Lilli wußte nicht, was sie davon zu denken hatte, und befiel das Geldstück in der Hand.

Zulezt stand eine alte Frau. Mit geringem Blick musterte sie die Vorübergehenden, als schäkte sie einen jeden ab, ob es ihr verlohnte, ihn anzusprechen. Und bald hatte sie das Kind, das seine Hand so eigenartig zusammengedrückt hielt, erpäht. Sie ahnte sogleich, was das zu bedeuten hatte, und unterwürdig schlich sie sich heran. „Kleines Fräulein, schenkt mir was! Schenkt mir was! Ich bin arm, Du bist reich! Man sieht ja!“

Lilli wußte nicht, was sie tun sollte. Die Alte war ihr widerwärtig. Unwillkürlich ballte sie ihre Hand fest und suchte sie hinter dem Kleid zu verbergen.

„Ja, ja, man sieht ja!“ Die Alte nahm das Medaillon, das Lilli vom Hals hing, zwischen ihre Finger. „Ach! Gold! Hat Mutter geschenkt? Schenkt mir auch was! Schenkt mir was! Gott wird lohnen!“

So durchfuhr Lilli ein Gedanke. Hatte Mutter, als sie ihr das Medaillon schenkte, auch gefragt, ob — nun ja, ob sie es verdiente? Hatte Mutter nicht bei mancher Gelegenheit gesagt: Du hast es zwar nicht verdient —? Sie war so unerbittlich gegen ihre Eltern, trotzig, ungehorsam. Ach das — Wie von einer unglücklichen Nacht geboren, lag ihre Hand nach vorn, die Alte griff sofort danach, und die Lilli recht wußte, wie ihr gelob, hatte sie das Geldstück aus der Hand gelassen, und die Alte humpelte. Ein paar Dankesworte murrte, davon.

Lilli sah ihr betroffen nach, dann aber hob sie einen nachheren Blick zu ihrem Fräulein auf. „Fräulein, wenn man etwas Gutes tun will, darf man nicht zuviel fragen, glaube ich . . .“